

»Alle haben wunderbare Ideen, aber setzen sie nicht um«

*Csaba Kézér*¹

Wo steht aus Ihrer Sicht aktuell der Diskurs in der klassischen Musik zum Thema Parität? Ich denke, die Klassik steht momentan vor allem im Schatten der derzeitigen Krisen. Corona war eine große Belastung, jetzt der Krieg – im ganzen Kulturbereich, den gesamten darstellenden Künsten ist es deshalb sehr schwer, sich wieder auf diese grundlegenden Diskurse zu konzentrieren. Es war über Jahre hinweg ein totaler Stillstand. Aktuell ist die größte Sorge die, dass das Publikum ausbleibt, und dass Musiker*innen sich neue Finanzierungswege suchen müssen, vor allem in NRW – die Unterstützung, die es während der Pandemie gab, fällt jetzt nach und nach weg, die Gelder werden weniger.

Wie könnte der Betrieb da wieder den Bogen zurückschlagen? Man sollte innehalten und sich wieder vermehrt fragen: Wie möchte ich Projekte auf die Beine stellen, und ist das längerfristig auch umwelt-schonend? Sind das qualitativ gute Projekte? Antragssteller*innen müssen sich damit auseinandersetzen, wie sie die Genderfrage wieder in den Ring bringen. Darin sehe ich nämlich eine große Chance, die Klassik von diesen hierarchischen Strukturen und Fesseln zu befreien. Es kann in diesen Rhythmus nicht mehr lange weitergehen.

Was meinen Sie konkret? Aus meiner Sicht wäre es angebracht, wenn zum Beispiel ein Sinfonieorchestermanager sich entscheidet, in eine Art

1 Leitung Musik und Musiktheater Kunststiftung NRW

Klausur zu gehen und sich wirklich zu überlegen: Wo sind die Leute geblieben? Wen möchte ich gerne ansprechen und in welchen Formaten kann ich weiter Konzerte machen? Wenn ich an die Zukunft denke und immer wieder diese Frontalkonzerte sehe, die wir veranstalten, dann sehe ich da schwarz. Vor allem sehe ich immer weniger Interesse vom Publikum. Es kommen immer die gleichen Menschen – aber wir müssen vom Elfenbeinturm runter und uns nach und nach ein neues Publikum erschließen, sonst haben wir ein Problem.

Und Sie sehen die Chance vor allem darin, Formate aufzubrechen? Ja, und auch darin, das Repertoire zu überdenken: Was passiert mit dieser wunderschönen Musik? Wenn ich mir einige Sinfonieorchester anschau, die sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, Neue Musik zu spielen, muss ich darüber nachdenken, wo die Probleme liegen. Da sind wir auch wieder bei der Ausgangsfrage: Wenn ich an Dirigentinnen denke, dann sehe ich auch Orchester vor mir, deren Mitglieder nach wie vor untereinander ihre Witze austragen und es einer Frau am Pult beileibe nicht leicht machen.

Das heißt, in den Orchestern sehen Sie Ressentiments gegenüber Veränderung – egal ob da nun eine Frau am Pult steht oder ins Repertoire eingegriffen wird? Viele sind extrem in der alten Schule verhaftet und denken zu einseitig. Verstehen Sie mich nicht falsch, na klar gab es Boulez und Eötvös und Rihm, die als Komponisten zwar im Rahmen der alten Schule denken, sich aber für neue Formate öffnen. Ich habe aber insgesamt das Gefühl, dass der Beruf des Dirigierenden zu einseitig gesehen wird in der klassischen Musik. Er entfernt sich im Grund genommen von dem Ideal des 16. bis 19. Jahrhunderts, wo der Komponist per se auch der Dirigent war. Ich finde das einen spannenden Ansatz: Dass Komponist*innen ihre innere Welt zu Blatt tragen, und Dirigent*innen zwischen dem Werk und dem Orchester kommunizieren.

Dahin sollte es zurückgehen, finden Sie? Ich habe das Gefühl, es geht mehr und mehr in eine sehr einseitige Richtung, dass mit dem Dirigieren eine Art Hochleistungssport betrieben wird und um Dirigent*innen

ein Kult stattfindet, statt dass man sich zurückbesinnt und sich die Frage stellt: Warum arbeite ich überhaupt mit Musik? Es braucht doch ein Gefühl für den Raum, fürs Dirigieren an sich, für Musik, für Choreografie. Da sehe ich eine große Chance, speziell Frauen besser zu fördern. Wieso muss man den großen Starkult nachäffen und versuchen hochzuhalten, wenn man insgesamt ganz neue Wege beschreiten und mehr und mehr versuchen kann, interdisziplinär zu arbeiten?

Und wieso sollte man in dem Bereich vor allem Frauen fördern? Ich meine nur, dass Frauen in meiner Wahrnehmung oft eine größere Offenheit für diese Ansätze mitbringen als Männer. Die neigen eher dazu, den traditionellen Weg zu beschreiten. Da sehe ich eine Chance, direkt anzusetzen und beides zu verbinden.

Sie haben vorhin von Diskriminierung und Sticheleien vonseiten der Orchester gesprochen. Wie kann man den Betrieb vorbereiten, dass so etwas nicht passiert, damit eine Frau am Pult zum Beispiel nicht auf total verlorenem Posten zurückbleibt? Innerhalb eines Orchesters braucht es Coaches, um die Musiker*innen aus ihren Mustern herauszuholen. Ich habe das Gefühl, dass momentan sehr viel geredet wird. Man achtet darauf, sich politisch korrekt auszudrücken, aber es wird in letzter Konsequenz nicht gelebt. Alle haben zwar wunderbare Ideen, aber setzen sie nicht um. Dafür braucht es innerhalb der Orchester Leute, die das vorbereiten, die an der Überwindung der Klischees arbeiten. Das kann in einer Klausur passieren oder auch ganz anders.

Zum Beispiel? Ich würde vorschlagen, dass man auch im Konzert am Abbau des Gewohnten arbeitet. Zum Beispiel kann man eine Bühne aufbauen, auf der sich das Orchester nicht in seiner gewohnten Aufstellung und Hierarchie wiederfindet, sondern auf gewisse Weise destabilisiert wird. Dass man die Form aufbricht. Beim Klara-Festival in Brüssel gab es ein Konzert, bei dem der ganze Saal mit Sand befüllt wurde und die Zuhörer*innen in Liegestühlen saßen. Im Orchester gab es keine bestimmte Ordnung, die Instrumentengruppen wurden aufgesplittet. Da war nicht mehr die typische hierarchische Dynamik eines Orches-

ters zu beobachten. Solche Momente würden viel bewirken, weil dieses Sicherheitsgefühl auf der Bühne aufbricht und sich die Beteiligten nicht mehr ihrer jeweiligen Blase wiederfinden, sondern in einem neuen Konzept, wo alle sich selbst und auch den Kolleg*innen besser zuhören und als Klangkörper neu zusammen finden müssen. Dann wäre auch bei schwierigen Orchestern die Offenheit beispielsweise für eine Frau am Pult größer.

Aber solche experimentellen Konzertformate erfordern ja auch vom Publikum eine ganz andere Form des Zuhörens und der Offenheit.

Und das ist das Gemeine, weil die klassischen Konzerte, wie wir sie aktuell veranstalten, eine Schicht ansprechen, die aus besseren Verhältnissen und aus einer gewissen Hierarchie kommt, die abgeholt werden will und die häufig auch den typischen Maestro bewundern möchte. Es gibt entsprechend genug Orchestermanager*innen, die davon überzeugt sind, dass, wenn sie eine Dirigentin einladen, der Saal nicht voll wird. Da braucht es ein Umdenken.

Also auch was das Bild des*der Dirigierenden angeht? Für mich ist absolut klar, dass der musikalische Gedanke das Leitbild oder die Leitsprache sein soll für das Orchester. Das heißt ich arbeite mit der Musik und sehe im Grunde genommen das Orchester als meine Kolleg*innen, zu denen ich spreche. Als Dirigent*in vermittele ich ja die Musik. Da gibt es verschiedene Schulen, manche sprechen zu viel, andere singen zu wenig. Am Ende geht es darum: Wie bringe ich meine Leute zusammen, um der Musik gerecht zu werden?

Sie haben vorhin gesagt, dass aus Ihrer Sicht zwar viel über Fragen bezüglich Diskriminierung und Parität gesprochen wird, aber wenig passiert. Woran liegt das? Ich muss offen sagen: Es macht mich wirklich müde. Jedes Mal nach guten Gesprächen und Diskussionen ein tolles Blatt in der Hand zu halten und am Ende ist es immer das Gleiche und nichts passiert. Das liegt daran, dass wir so sehr in unserem Alltagsgeschäft gefangen sind und oft nicht den Mut haben, den Mund aufzumachen, etwa wenn ein Konzertveranstalter keine gerechten Gagen zahlt

und die Männer am Ende mehr bekommen als die Frauen. Da müsste man Systeme schaffen, die das auffangen, man müsste sich konkret politisch engagieren. Dazu gehört auch, dass man sich vergegenwärtigt, dass auch im Jahr 2023 noch vor allem die Frauen diejenigen sind, die im Beruf ausfallen, sobald sie eine Familie gründen, weil sie nach wie vor diejenigen sind, die die unbezahlte Arbeit im Haushalt leisten. Die Männer, die davon profitieren, halten diese Hierarchie durch eine unglaubliche Bequemlichkeit aufrecht – und die müssen sie auch selber brechen. Wir müssen wirklich auch bei den Männern schauen, dass sie im gleichen Maß Verantwortung dafür übernehmen, dass die Verteilung besser wird.

Braucht es bei der Umsetzung im Kulturbetrieb dann Hilfe von außen? Denn das Alltagsgeschäft hört ja nicht auf. Die braucht es auf jedem Fall. Das wäre eine Möglichkeit, um wirklich etwas verändern zu können. Und da ist es auch egal, ob diese Hilfe aus der Musik selbst kommt oder nicht. Man bräuchte einfach Menschen, die die Tatkraft haben, die angedachten Punkte von diesen wunderschönen Papieren umsetzen. Das klingt total abstrakt, aber auch wir als Stiftung befinden uns momentan in diesem Prozess. Wir hinterfragen viele Dinge, wie wir fördern und so weiter. Das haben wir viel zu lange nicht gemacht, aber die Zeit ist wirklich reif, um auch in der Förderlandschaft in dieser Hinsicht einiges zu verändern.

